

Nr. 57. Bromberg, den 1. Juli 1924.

Du sollst nicht richten.

Roman von Erich Friesen.

(9. Fortsetzung.) —— Nachdruck verboten.)

„Sie wünschen mich zu sprechen, mein Herr?“ fragte Salomea etwas ungeduldig, da der Fremde konsequent schwieg.

„Ja,“ stammelte er: „Sie — Sie sind doch Salomea Mellinis Tochter? Oder nicht?“

„Meine Mutter hieß Mellini, bevor sie sich verheiratete, Salomea Mellini.“

„Also doch! Also doch!“ murmelte der Mann erregt. Und aufs neue suchte er nach einer Ähnlichkeit.

Salomeas Brauen zogen sich finster zusammen unter seinem forschenden Blick.

„Möchten Sie mir nicht endlich sagen, was Sie von mir wünschen? Wer sind Sie eigentlich?“

Ihre kühle Gemessenheit stach seltsam ab von seiner ersichtlichen Erregung.

„Wer ich bin?“ rief er heftig. „Wer ich bin? . . . Dein leibhaftiger Onkel bin ich — der einzige Bruder deiner Mutter!“

„Sie — Onkel Paul?“

Salomea war auf einen Stuhl gesunken. Die Nachricht kam zu unerwartet.

„Ja, ich!“ bekräftigte der Mann, ganz rot vor Eifer. „Hat deine Mutter nie von ihrem Bruder gesprochen?“

„Meine Mutter starb jung — ich war kaum zwölf Jahre alt. Aber doch —“ Salomea suchte in ihrer Erinnerung — „ja, sie erzählte einmal von einem Bruder, der ausgewandert war —“

„Ganz recht! Das war ich!“

„Meine Mutter sprach von ihm, wie von einem Toten!“

„Er ist aber nicht tot! Er lebt und steht vor dir, Nichte Salomea — leibhaftig und wahrhaftig und geht jetzt nicht gleich wieder fort. Denn er sieht, daß hier etwas nicht stimmt, daß etwas faul ist im Staate Dänemark. Ja, ja — der alte Onkel scheint gerade recht gekommen zu sein.“

Leise seufzte Salomea auf.

Und bei diesem unterdrückten Seufzer fühlte der Mann, wie sein Herz sich seiner Nichte erschloß — der Tochter seiner inniggeliebten Schwester, obgleich diese Tochter der Mutter so wenig ähnlich sah.

„Ich hab' nicht geglaubt, daß ich noch mal etwas im Leben von meiner armen Schwester hören würde!“ sagte er leise, und seine rauhe Stimme hatte einen merkwürdig weichen Klang. „Komm, gib mir deine Hand, liebes Kind! Wir wollen zusammenhalten!“

Ohne Zögern legte Salomea ihre schlanke Rechte in die derbe Faust des Mannes da vor ihr. Nicht länger zweifelte sie an der Wahrheit seiner Worte.

Dann läutete sie und befahl der eintretenden Minna, die Lampe anzuzünden und die Kinder vorläufig fern zu halten. —

Mehr als eine halbe Stunde saßen die beiden zusammen in ernstem Gespräch, das nur dem Andenken an die teure Tote gewidmet war. Paul Mellini erfuhr dabei zu seiner Beruhigung, daß der vornehme Deutsche, der damals in Venedig seiner Schwester nachgestellt, sie wirklich zu seiner rechtmäßigen Gemahlin gemacht hatte. Salomea wiederum hörte, daß es dem Bruder ihrer Mutter da unten in Südafrika, wohin er ausgewandert, zwar gut ergangen war, daß er aber keinen Augenblick seine junge Schwester vergessen hatte und daß es hauptsächlich die Sehnsucht nach ihr gewesen war, die ihn zurück nach Europa getrieben hatte. Er wollte sie suchen — überall, bis er sie fände.

„Und nun bin ich da — und meine kleine Schwester ist tot!“ murmelte er bewegt vor sich hin, indem er sich mit der umgekehrten Hand eine Träne aus dem Auge wischte.

Plötzlich aber gab er seinem Körper einen Ruck, als wollte er jede rührselige Anwandlung abwerfen.

„Wie kommt's —“ fragte er erstaunt, „daß du in diesem verflixt poveren Haus wohnst, Kind? Und warum siehst du so dünn und vergrämt aus? Ist dein Mann ein Geizhals, daß er das schöne Geld einpökelt?“

Trotz ihrer wehmütigen Stimmung mußte Salomea lächeln. Ihr Kurt — ein Geizhals!

„Wir sind arm, Onkel —“

„Arm? . . . Wie kommt das?“

„Mein Vater ist auch tot, Onkel —“

„Das hätt' ich mir freilich denken können. War ja schon damals ein alter Mann mit zwei großen Söhnen! Na — und das viele Geld? Habt Ihr schon alles verbraucht? Das ging rasch!“

„Du irrst, Onkel! Wir haben nichts von seinem Geld bekommen. Auch die Mutter nicht.“

Durchdringend blitzten die scharfen Augen Salomea an.

„Nichts? gar nichts? Wer hat's denn bekommen?“

„Seine Söhne aus erster Ehe.“

„Alles?“

„Alles.“

Paul Mellini pustete ein paarmal vor Empörung. Dann fragte er heftig:

„Hat deine Mutter das Testament gesehen?“

„Ja, Onkel.“

„Hast du's da? Zeig mal her!“

„Nein, Onkel. Ich selbst habe es nie zu Gesicht bekommen.“

Der Südafrikaner stieß einen leisen Pfiff aus.

„Deine Mutter war ein Schaf. Sieht ihr ganz ähnlich: immer gutmütig und leichtgläubig. . . . Aber du —“ wieder richtete er seine durchdringenden Augen auf seine Nichte — „aber du bist von anderm Holz. Sag' mir offen und ehrlich, Nichte Salomea, glaubst du an dieses Testament?“

Salomea schwieg verlegen, während leichte Röte in ihre bleichen Wangen stieg.

„Glaubst du daran?“ wiederholte er mit erhobener Stimme.

„Frag mich nicht, Onkel!“

„Glaubst du daran?!“

Kleine Pause.

Dann kam es fest und bestimmt von Salomeas Lippen:

„Nein! Ich glaube nicht daran.“

Voll Freude schlug der Südafrikaner sich auf beide Schenkel.

„Bravo, Kind! Bravo! Bist 'n Hauptweib! Hab' mich nicht in dir getäuscht. Läßt dir nicht so leicht was vorkohlen! . . . Übrigens — ich werd' mich der Sache mal annehmen. Wo stecken denn deine sauberen Brüder, he?“

„Hier in Berlin.“

„Aha! . . . Na, da ist die Sache ja leicht! Werd' sie mir langen, die Schurken, die meine Schwester verhungern ließen und jetzt auch deren Tochter darben lassen.“

Salomea erschrak. Sie fühlte, sie hatte mehr gesagt, als sie wollte.

„Onkel Paul,“ bat sie, die Hand auf seinen Arm legend, „du mußt mir versprechen, in der Sache keinen Schritt zu tun, ohne meinen Willen.“

„Nichts versprech' ich! Gar nichts!" lautete die unwirsche Entgegnung. „Meine Schwester verhungern zu lassen! Diese Schufte! Diese Halunken!"

Und Minna, die, von brennendster Neugierde getrieben, soeben verstohlen den Kopf zur Tür hereinsteckte, sah zu ihrem Entsetzen, wie der „Märchenprinz" eine Faust machte und sie in der Luft schwang, als wollte er einen unsichtbaren Feind zermalmen.

XI.

Paul Mellini war gegangen.

In ihrem kleinen Wohnzimmer saß Salomea Alsen mit aufgestütztem Kopf, tief nachdenklich, tief beunruhigt.

Minna, die draußen am Schlüsselloch, zitternd vor Erwartung, horchte und jeden Augenblick hoffte, ihre Madam würde die Tür aufreißen, Minna ans Herz drücken und rufen: „Du hast uns aus der Armut befreit! Du bist unsere Retterin! Du bist von nun an nicht mehr Kindermädchen, sondern meine erste Kammerzofe mit 50 Mark Lohn monatlich!" — Minnas Gesicht wurde immer länger und länger, als nichts dergleichen geschah, als sie sogar einen tiefen, tiefen Seufzer vernahm, der von allem andern, als von „großem Glück" sprach.

Tränen verdunkelten Minnas runde Kinderaugen. Sie war ein gutes Mädel und ihrer Herrschaft von Herzen zugetan und der Gedanke, das Glück derselben veranlaßt zu haben, hatte ihr Selbstbewußtsein gehoben. Und nun waren ihre Glücksträume Seifenblasen! Nichts wie Seifenblasen! ... Ach, wie traurig das Leben doch war!!

Minna wischte sich mit dem Schürzenzipfel die Augen aus und schlich in ihre Küche, ganz niedergeschmettert von dem Gefühl der ersten, großen Enttäuschung in ihrem jungen Leben.

Und drinnen im Wohnzimmer saß Salomea und grübelte — grübelte — —

Nicht das plötzliche Auftauchen des südafrikanischen Onkels war es, was sie bewegte, nicht das Bewußtsein, daß ihre Lage sich bald verbessern würde — nur an Irmgard dachte sie, an Irmgard, die durch ihr großmütiges Geschenk das Leben ihres Söhnchens gerettet hatte.

Die ganzen drei Wochen daher, die sie mit Gert am Meeresstrand verbracht, da sie von Tag zu Tag hatte beobachten können, wie ihr Liebling sich kräftigte, wie die Schatten des Siechtums sich verflüchtigten — während dieser ganzen Zeit war ihre Seele voll tiefster Dankbarkeit gewesen für die Spenderin dieses Glücks.

Und diese Dankbarkeit war gewachsen und gewachsen ... bis sie fast überquoll in dem Herzen dieser eigenartigen, in sich abgeschlossenen und doch so unendlich warm und tief empfindenden Frau.

Ja, sie fühlte es: sie liebte Irmgard von Hasselrode — liebte sie von ganzer Seele.

Und diesem Wesen, das sie liebte, drohte jetzt Unheil — Unheil durch das plötzliche Auftauchen des Onkels aus Südafrika, der in begreiflichem Zorn über die Ungerechtigkeit, die seiner Schwester widerfahren war, Klarheit in die ganze dunkle Sache bringen wollte ...

Als Kurt Alsen spät abends aus seinem Atelier, in dem er zur Fertigstellung von ein paar Kleinigkeiten an seinem großen Bild sogar bei Lampenlicht gearbeitet hatte, heimkehrte — da erzählte ihm Salomea von dem seltsamen, unerwarteten Besuch, den sie inzwischen gehabt und wie der neuaufgetauchte Onkel jene Erbschaftsangelegenheit beurteilte.

Zu ihrer Verwunderung schüttelte ihr Mann nicht mißbilligend den Kopf.

Im Gegenteil — er begleitete ihre Mitteilungen mit allen Zeichen lebhafter Zustimmung. Auch er wäre jetzt der festen Meinung, daß eine Testamentsunterschiebung stattgefunden hatte.

Auf Salomeas erregte Frage, weshalb er seine Ansicht geändert hätte, erwiderte er, daß diese Sinnesänderung nach und nach gekommen wäre. Vor allem hätte der Besuch des Barons Bruno von Hasselrode dazu beigetragen, weil der Mann ihm eine lange Geschichte voll von Widersprüchen und Unwahrscheinlichkeiten vorgepredigt hatte, die ihm zu denken gegeben.

„Und das Kompromittierendste für ihn in der Sache ist —" fügte der Maler lebhaft hinzu — „er bot mir Geld an — eine „Unterstützung", wie er es nannte."

„Und du?" rief Salomea mit blitzenden Augen.

„Ich sagte ihm, ich hätte in der Angelegenheit kein Recht, zu entscheiden. Die Sache ginge nur meine Frau an. Bei ihrer Rückkehr würde ich sie ihr vorlegen."

Salomea antwortete nicht gleich. Ein schwerer Kampf tobte in ihr ...

Sie sah die Möglichkeit, durch einen Prozeß zu Geld zu kommen — vielleicht sogar zu viel Geld, das ihr und ihrem Manne den Kampf ums Leben erleichtern, das auch ihren Kindern später manchen Vorteil bringen würde.

Aber — um welchen Preis? ...

Irmgards liebreizendes Gesichtchen tauchte vor ihrem geistigen Auge auf — aber nicht lachend und fröhlich, voll heiterer Jugendlust, sondern bleich, traurig, die blauen Augen tränenverdunkelt. Und ihr war, als ob eine innere Stimme ihr zuflüsterte: „Das ist dein Werk! Dieses liebe Geschöpf hat dir den Sohn gerettet — und als Dank dafür stürzest du es ins Unglück!" Und ein Schauer überrieselte sie.

Kurt störte sie nicht in ihrem Grübeln. Er ahnte, was in ihr vorging.

Endlich raffte Salomea sich zu einer Antwort auf.

„Kurt —" sagte sie leise, und ihre tiefe Stimme klang seltsam weich und verschleiert — „lieber Kurt, darf ich ganz nach meinem Gefühl entscheiden?"

„Aber gewiß, Liebste. Ich habe vollstes Vertrauen in deine Einsicht."

„Bist du glücklich, mein inniggeliebter Mann?"

„Sehr glücklich. Wer ein Weib besitzt, wie du eines bist —"

„Und Kinder — süße, liebe Kinder, wie die unserigen, nicht wahr?" fiel sie lebhaft ein.

„Ja, Salomea — liebe Kinderchen, wie die unserigen!"

„Der muß glücklich sein — gewiß! Und wer hat uns dieses Glück befestigt? Irmgard Hasselrode, indem sie uns unsern teuren Jungen am Leben erhielt. Kurt, mein lieber guter Kurt, hör' mir genau zu! Angenommen, es hat wirklich damals eine Testamentsfälschung stattgefunden. Wenn dieser plötzlich aufgetauchte Bruder meiner Mutter den vernichtenden Schlag gegen die Brüder Hasselrode zur Ausführung brächte, so hätten wir vielleicht viel Geld. Ich aber will dies Geld nicht haben; denn an ihm würde das Unglück des Wesens hängen, das ich liebe, das rein und unschuldig ist und nichts gemein hat mit der niedrigen Handlungsweise ihres Vaters und Onkels. Liebster! In den drei stillen Wochen am Meeresstrand habe ich viel, viel nachgedacht und bin zu dem Entschluß gekommen, das Geheimnis ,das über jenem Testament schwebt, ruhen zu lassen. Irmgard Hasselrode ist verlobt. Sie wird einst Kinder haben — liebe kleine Kinderchen, wie wir. Mein Kurt! Irmgard hat unserem Gert das Leben gerettet. Soll ich es ihr dadurch vergelten, daß ich ihren Kindern einen befleckten Namen in die Wiege lege? Nein, nein — niemals!"

Salomea war aufgesprungen. Als sähe sie ein Gespenst vor sich, streckte sie beide Arme abwehrend aus. Ihr ganzes Gesicht erstrahlte vom Feuer reinster, edelster Menschenliebe.

Kurt schwieg erschüttert. Zwar begriff sein weniger tief angelegtes, mehr am Oberflächlichen haftendes Gemüt den Gedankengang dieser seltenen Frau nicht vollständig; aber unbewußt beugte er sich vor ihrer Seelengröße.

„Ich kann auch nicht die Unterstützung annehmen, die Bruno von Hasselrode dir, wie du sagst, anbot", fuhr Salomea nach einer Weile ruhiger fort. „Sie kommt mir vor, wie ein — Schweigegeld ... Alles oder nichts! Ich sagte es schon früher einmal. Noch vor kurzem sehnte ich mich danach, alles zu besitzen. Jetzt bin ich mit nichts zufrieden. Wir sind gesund, wir sind glücklich. Überlassen wir jene beiden Männer, meine — Halbbrüder, ihrem Gewissen und einem höheren Richter. Ich mag nichts mit der Sache zu tun haben!"

Noch nie wohl hatten der arme Maler Kurt Alsen und seine edle Gattin sich so wahrhaft glücklich gefühlt, wie heute Abend, als sie Hand in Hand an die Bettchen ihrer Lieblinge traten und mit Freudentränen in den Augen auf die holden Kindergesichtchen niederblickten.

„Liebe Mama!" flüsterte soeben Gert im Halbschlaf. „Wann kommt unsere schöne Cousine? Unsere gute Fee, die so herrliche Sachen brachte? Ich hab' sie lieb, die Cousine!"

Tief gerührt beugte Salomea sich nieder und drückte einen Kuß auf die Stirn ihres genesenden Lieblings — einen Kuß, der für sie ein Schwur war.

*

Am nächsten Tage schon traf in der Villa Hasselrode ein Schreiben folgenden Inhalts ein:

„Herrn Baron Bruno von Hasselrode! Sehr geehrter Herr! Gestern ist meine Frau zurückgekehrt. Sie beauftragt mich, Ihnen mitzuteilen, daß sie auf Ihre Unterstützung verzichtet. Aus welchen Gründen, ist wohl gleichgültig.

Hochachtungsvoll

Kurt Alsen!"

Der Brief entfiel Brunos Hand. Seine Lippen öffneten sich ein wenig, als könnte er das soeben Gelesene nicht fassen. Träumte er? ... Diese bettelarme Frau wies sein „großmütiges" Anerbieten zurück? ... Etwa aus Stolz? ... Oder steckte irgend etwas anderes dahinter? ...

Ein braungebranntes, joviales Männergesicht tauchte vor seinem geistigen Auge auf und ein langer, struppig-roter Bart und eine vierschrötige Hünengestalt — —

Bei dieser Vision wurde ihm plötzlich unbehaglich. Seine Gedanken schweiften zurück — viele, viele Jahre, da er in Venedig Gelegenheit gehabt hatte, den Mut und den Jähzorn dieses Mannes kennen zu lernen. Damals hatte beides seinem Vater, dem alten Baron Udo fast das Leben gekostet. Wer weiß, wozu der Mensch jetzt fähig war! . . .

Feige, wie die meisten Verbrecher sind, wenn es gilt, mutig einem herannahenden Ungemach ins Auge zu schauen, war Bruno von Hasselrode nicht imstande, heute Abend ruhig dem Bruder und dessen Tochter, besonders aber ihrem Bräutigam, dem „Staatsanwalt", gegenüberzutreten.

Er ließ sich mit Unwohlsein entschuldigen und blieb in seinen Zimmern — auch während des Abendessens.

Heinz Lingstedt, der in letzter Zeit alles, was in der Villa Hasselrode vorging, mit mißtrauischen Augen anzusehen begann, erblickte auch in diesem Fernbleiben des ihm ohnehin antipathischen Mannes ein verdächtiges Moment. An das „Unwohlsein" glaubte er nicht, da er bei seinem Kommen Bruno Hasselrode auf der Treppe begegnet war.

Auch er kämpfte einen schweren Kampf mit sich.

Sein Gerechtigkeitsgefühl diktierte ihm streng und unerbittlich:

„Vergewissere dich, wie es mit jener Erbschaftsangelegenheit steht! Sieh, ob du Einsicht in das Testament des alten Baron Udo von Hasselrode erhalten kannst! Vielleicht liegt es auf dem Gericht!! Stimmt alles, so wirst du Ruhe haben! Ist aber damals irgendein Verbrechen begangen worden, so überliefere die Schuldigen der wohlverdienten Strafe! Das ist deine Pflicht als Mensch und als Staatsanwalt!"

Seine Liebe zu Irmgard machte ihn wieder schwankend in diesem Vorsatz. Schmeichelnd flüsterte sie ihm zu:

„Willst du deine Braut unglücklich machen, indem du ihr den Vater raubst? Was geht dich die ganze Sache an? Was jene Frau Salomea Alsen und ihre eingebildeten Rechte?"

Heute Abend nun, da Bruno Hasselrode sich nicht blicken ließ — der junge Staatsanwalt fühlte, daß dies hauptsächlich seinetwegen geschah — heute Abend wurden seine bisherigen Vermutungen bei ihm fast zur Gewißheit.

Mit wachsender Beängstigung sah er dem Tag entgegen, der ihn mit Irmgard für immer verbinden sollte. Ihm war, als ob er durch sein Eintreten in die Familie Hasselrode stillschweigend ein früher begangenes Verbrechen gut hieß, gewissermaßen in den Kreis eines dunklen Geheimnisses mit hineingezogen würde, das das offene Tageslicht scheute . . .

Und doch fand er nicht den Mut, sich Gewißheit zu verschaffen.

(Fortsetzung folgt.)

Klopstock.

Zur 200jährigen Wiederkehr seines Geburtstages

am 2. Juli 1924.

Von Wolfgang Goetz.

Inmitten zweier Zeiten steht er, ein Erbe des vielgelästerten Barock rafft er die ganze verwilderte Fülle zusammen, und da sein heilig glühend Herz das Ungestaltete umgeschmolzen hat, läßt er seinem Volk ein reichstes Gut, wie vor ihm nur einer: Luther, und nach ihm nur einer: Goethe. Dem Pharus von Rhodos ist er vergleichbar, der ein Weltwunder Ufer mit Ufer verbindend weithin seine Leuchte hinausschickt, umhergeworfenen Schiffen im Meer Richtung und Rettung zu verheißen.

Unserer Zeit war er verdunkelt. Es ist wohl keiner, den nicht ein frecher Narr, der sich Lehrer nannte, mit höhnendem Wort vom Lesen des „Messias" zurückgeschreckt hat, und gewiß nicht wenige sind, die in das breite behagliche Lachen des Professors einstimmten, der mit der Schilderung der tränenseligen Empfindsamkeiten jener Zeit die wunderschöne Lebensform unserer Tage zu rühmen unternahm, um so nach Möglichkeit sich der Wertung dieses hohen Geistes zu entheben. Den Rationalisten des neunzehnten Jahrhunderts lag Lessings Geistigkeit näher, und wahrhaftig wir sind die letzten, die diesem klirrenden Kämpfer ein Blättchen seines wohlverdienten Kranzes rauben wollen. Und dennoch stimmen wir dem tapferen Literarhistoriker zu, der den Dichter Klopstock über den Dichter Lessing stellt. Und, den erstarrten Anbetern der entmarkten Idee und Vergötterung des Begriffs mußte ja dieser Mann Klopstock von entschlossenstem Wahrheitsfanatismus fremd werden. Er ist mit wildem Schwunge in eine Zeit hineingefahren, die wie die unsere überkünstelte Worte und Gedankenfiligrane spann, ohne zu wissen, was sie redete. Er wußte um das Wort; es ist aber nichts schwerer, als den Vollgehalt eines Wortes in sich aufzunehmen. An Klopstock ist keine Lüge, er sagt, was er meint, er meint, was er sagt. Das schlichte sittliche Gebot, das in ihm und vor ihm nur bei den Allergrößten Erfüllung fand, das Wort hinzunehmen und zu erfassen, war den vorangehenden Generationen nicht mehr gegeben. Uns kann nur auf diesem Wege das Heil erwachsen. Wenn wir heute den Ruf: Zurück zu Klopstock! vernehmen, so sollte es doch wahrlich nicht wundernehmen, daß ihn die edelsten Geister unserer Tage zuerst erschallen ließen.

Wir, die wir bei jedem noch so törichten Versuch der jungen Dichterschule uns einreden lassen, hier wäre Revolution, hier wäre Sturm und Drang, Umsturz, neue Bahn, wir haben am allerwenigsten ein Recht, jener zu spotten, die unter Tränen einander umarmend von dem Messias schwärmten. Als dieses Dichterwerk ans Licht sprang, war die deutsche Dichtkunst neu erstanden, ohne daß der Verfasser dies programmatisch verkündet hätte oder die Ermöglichung solcher Tatsache von der gefälligen Nachhilfe seines Volkes abhängig gemacht hätte. Das war wohl begeisterter Tränen wert. Das Werk selbst ist von glühender Männlichkeit, und wenn zehnmal durch Empfindsamkeiten der Zeit Tribut entrichtet wird. Was alles theoretische Gerede in Leipzig und in Zürich nicht fertiggebracht hatte: hier war die Erfüllung geschenkt durch einen vierundzwanzigjährigen Jüngling.

Ein Seher war erstanden, wie seit Jahrhunderten keiner in deutschen Landen, ein Entzückter. Der letzte war der Ritter aus Eschenbach gewesen. Wen aber der Gott entzündet, dessen Glut nimmt nicht ab. Die äußere Form nur wandelt sich zu jener schwerwogenden Kraft, wie sie — freilich unendlich vielfältiger und gestaltiger — in den Rhythmen des alten Goethe wallt. Als über den Rhein der trügerische Lärm froher Botschaft dringt, blitzt der Greis Klopstock noch einmal auf, um, ein Weiser, alsbald dem Gaukelspiel wieder den Rücken zu kehren und als ein wahrer Verehrer echter Freiheit bekennt er: Mein Irrtum!

Wenn aber im Messias, dessen Vollendung sich über Jahrzehnte hinstreckt, die Phantasie auch erlahmt, die Oden werden tiefer, reiner, menschlicher. Wir heutigen kennen nur notdürftige Proben, wissen bestenfalls das schlichte und köstliche Denkmal zu würdigen, das Goethe im Werther seinem Johannes setzt. Keine noch so dumme Skurrilität eines Gegenwärtigen oder Ausländers wird den Deutschen hindern, wie er meint, „gerecht" zu sein und darüber hinwegzusehen. Handelt es sich um Geister gleich Klopstock, nimmt er sich die unverschämte Freiheit, über die wunderliche Mythologie und die seltsamen Schnörkeleien der Sprache zu lachen und glaubt sich damit weiterer Prüfung, gottlob, enthoben. Läse er nur, so fände er Kostbarkeiten wie die Ode, „Der Wein und das Wasser", da der 72jährige den alten Gleim an den weinlosen Rausch jener Sommernacht ihrer Jugend erinnert, voll einer feinen echten Wehmut, die graziösester Humor auflöst, so daß Gelächter und Scherzen der längst versunkenen Tage wie durch einen großen Zauber noch einmal schallend wiederklingt. Und wahrhaft königlich weist segnend und mahnend unverwandt der Uralte künftigen Jüngern ihre Ziele, stolz seiner selbst wie seiner Grenzen bewußt. Der Suchende würde in den Epigrammen witzige Bosheiten entdecken, die, fast mehr noch als die nicht minder unbekannten Xenien, auf das erfrischendste Erscheinungen unserer Tage geißeln. Mit Staunen würde er auf ein rätselhaftes Buch treffen, das sich die „Gelehrtenrepublik" nennt und das unter manchem krausen Formelwerk Bedeutendes zum Nachdenken schenkt.

Daß dieser reiche Dichter verschwand aus dem Gedächtnis seines Volkes, schuf die Übermacht dessen, der ein Vierteljahrhundert jünger, ihm folgte: Goethe. Getane Arbeit aber bleibt verehrungswürdig, wenn auch nach ihr gewaltigeres geschaffen wurde. Ein Narr spottet der Fundamente, Undankbare nur vergessen ihrer, auf denen sich herrlichstes Gebäude erhebt. Wäre das heilige Haus der Athene so wundervoll, wenn es im Tale stünde, wenn nicht das wilde Geklüft der akropolischen Felsen willig ihm den Rücken lieh, darauf zu thronen? Und liebend umfängt der Blick, nachdem er sich an rätselhafter, von höchstem Menschengeist gebändigter Schönheit erquickte, die wilde Gewalt, mit der Seismos nicht minder trotzig seine trotzige Gabe türmte. Wohin es führt, der Stufen nicht zu gedenken und nur die Gipfel zu werten und zu schätzen, das haben wir blutig erlebt. Zeit ist es, Einkehr zu halten, das Werden zu verehren.

Das freche Wort, das an der Spitze der Lessingschen Sinngedichte steht, noch ist es heute so wahr, wie damals. Wir werden viel von Klopstock hören, zu ihm selbst werden nur wenige finden.

Doch in der heranwachsenden Jugend scheint für Klopstock eine Gemeinde heranzuwachsen. Als ich vor kurzem aus dem Trubel Hamburgs hinüberwanderte nach Altona, das Grab des Messias-Sängers aufzusuchen, der vor einer edlen Kirche, einem Fürsten gleich, zwischen den beiden ge-

liebten Gattinnen ruht, traten nicht weniger als drei junge Männer, die einander nicht kannten, still zu der Stätte, den Hut in der Hand, verweilten ein wenig und der eine nahm ein gelbes Blatt mit. „Saat von Gott gesät, am Tage der Garben zu reifen." Ihm wird der Tag der Garben reifen, noch ehe die letzten Posaunen ihm donnernden Empfang zubrausen werden.

Der Walzerkönig.

Zum 25. Todestag Johann Strauß d. J.

und zur Aufführung der „Fledermaus" an der Bromberger „Deutschen Bühne".

Am 3. Juni war ein Vierteljahrhundert vergangen, als der Meister der „Fledermaus" diese unharmonische Welt verließ und trotzdem ist er mit unverwüstlicher Jugend noch unter uns lebendig, seine höchst unklassische Musik überdauert durch künstlerischen Wert alle Eintagsfliegen neuer Tänze und Operetten.

Der „Wiener Walzer", die Grundlage Straußischer Kunst, wurzelt in den barocken Bratlgeigertänzen eines Joh. Heinr. Schmelzer (um 1670), dann in der Menuettwelt Junghaydnscher Tanzböden. Martiny Solér, Paër, Hummel, Gyrowetz schrieben schon gemütliche Walzer, Webers „Aufforderung zum Tanz" beschwingt die Gattung zu feuriger Schnelle und führt über Chopin, Waldteufel, Métra zu Offenbachs „Valses" weiter. Schuberts und Beethovens Tänze bleiben dem ländlerischen „Deutschen" näher, mit dem melodisch und harmonisch glücklichen Jos. Lanner kommt die Kette von fünf Sechzehntakten mit Einleitung und Ausklang auf, der ältere Johann Strauß bringt die verteufelt rhythmische Federkraft hinzu, die ja auch aus seinem Radetzkymarsch spricht. Verkörpert sein Schaffen noch Metternichschen Vormärz, so spiegeln die Werktitel seines genialen jungen Sohns den Freiheits- und Nationalgardenmann von 1848.

Später wird Johann Strauß jun., der mütterlicherseits spanisches Blut in sich rollen fühlt, ragender Wahrzeuge des Franz-Joseph-Zeitalters mit seinem selig-leichtsinnigen Verfall Altösterreichs. Seit Johann Strauß, ungewollt als Stehgeiger der gefährliche Nebenbuhler seines Vaters, mit eigener Kapelle am 15. Oktober 1844 in Dommayers Garten zu Hietzing durch fünfzehnmal erzwungene Wiederholung seines „Gunstwerberwalzers" unerhörten Sieg gewann, erstand die Geschichte des Wiener Walzers in einem neuen, glänzenden Abschnitt. Er hat ihn immer mehr zum hinreißenden Charakterstück vergeistigt, die Melodie schwelgt in süßem Sterben, der Rhythmus peitscht zu besinnungslosem Selbstvergessen, die Motive wispern lächelnde Liebesgeständnisse, traumhaft berauscht die Farbigkeit seiner Harmonik, seine aussparende Instrumentation prickelt noch in der letzten Schlagzeugstimme von edlem Feinschmeckertum. Schon die Art, wie romantische Einleitungen das schließliche „Einfädeln" des Tanzes mit ernsthafter Schelmerei hinaustäuschen, bezaubert durch weltmännische Überlegenheit, das „echt wienerische" Walzerzeitmaß ist von einer Biegsamkeit, die der nüchterne Tanzdrill Norddeutschlands kaum ahnt, wundersam ist innerhalb der Nummernfolge der Gegensatz schwärmerischer Violoncellweisen, spritziger Klarinettsprünge und schlängelnder, züngelnder Violingänge.

Was Joh. Strauß sachlich vom wackern Chorregens Joh. Drechsler gelernt, verschwindet vor der lebendigen Hausüberlieferung, die auch auf seine beiden Brüder übersprang, seine wachsenden Triumphe in Wien, Rußland, Paris verhallen als bunte Vergänglichkeit; was aber bleibt, das ist das Werk 314 „An der schönen blauen Donau" (1867 mit dem Wiener Männergesangverein), im nächsten Jahre die „Geschichten aus dem Wiener Wald", 1869 „Wein, Weib und Gesang", 1870 „Wiener Blut", 1873 „Bei uns z' Haus", 1878 „Rosen aus dem Süden" (die er aus der erfolglosen Operette „Das Spitzentuch der Königin" rettete), 1881 „Frühlingsstimmen" (für Gesang, Text von Genée, Alfred Grünfeld gewidmet, der glänzende Klavierbearbeitungen dieser Werke spielte), der „Kaiserwalzer" — von einer Fülle sprudelnder Quadrillen, Polkas, Mazurken, Märsche ganz abgesehen.

Als Offenbach seine Operetten nach Wien brachte, ließ Strauß sich nur schwer von seinen Freunden zu gleichartigen Versuchen überreden, und hatte als reiner Musikant bei aller Ängstlichkeit mit seinen Textdichtern meist Pech. Von den insgesamt 16 Operetten, die er im Laufe der Jahre schrieb, haben sich doch nur wenige gehalten — dafür aber stellten diese unübertreffliche Höhepunkte dieser Gattung dar. Sein Erstling „Indigo" (1871) erhielt erst durch Reiterers Umdichtung als „1001 Nacht" 1906 das den glänzenden Hauptnummern der Partitur entsprechende Gewand. Der „Karneval in Rom" knüpft weniger bei Offenbach als edelnativ beim Altwiener Singspiel an und gemahnt stellenweis an Nicolaïs „Lustige Weiber". Der dritte Wurf wurde in jedem Sinne der vollendetste, 1874 „Die Fledermaus". Nach Bendix über Meilhac und Halévys „Reveillon" von Haffner und Genée geformt, zeigt das Werk entzückende Verwienerung gallischen Witzes und einen in Deutschland höchst seltenen Prestissimowirbel, wird durch gegenseitige Verwebung von Erinnerungsmotiven fast zur Spieloper. Schäumend strömen Walzerweisen jeder Färbung bis zu komisch geheuchelter Entrüstung, Schnellpolkas jagen, drollige Klage wechselt mit frechem Schlager, opernhaftem Koloraturschmelz Adeles und Rosalindes, Verkaterung eines gewissermaßen Dittersdorffschen Gefängnisdirektors, unsterblicher Trottelei des „Frosch", alles geadelt durch die wahrhaft dionysische Schöpferwonne eines unerschöpflichen Klassikers. Nach einer Kette von halb verdienten Mißerfolgen gewann Strauß im „Zigeunerbaron" (1885) den zweiten Operettengipfel. Ginge die Handlung M. Schnitzers voll Jókaischer Pußtaromantik nicht im 3. Aufzug allzu billig aus, so hätte die Musik zumal durch das fast Verdische erste Finale eine komische Oper von Rang werden können. Leider fehlen ihm Wille und Kraft zu fortlaufenden großen Formen, statt symphonischer Ausnutzung vergeudet er lieber zahllose begnadete Kleingedanken, und so bleibt's beim Singspiel all'ongarese mit der köstlichen Possenfigur des Schweinezüchters Zsupán im Mittelpunkt.

Eine tragische Sonderstellung nimmt „Ritter Pazman" (1892) ein, Straußens einzige „Oper", wo heldischer Willensaufschwung einzelne herrliche Szenen gebar, zu dauernder Erhebung über die Operettenebene jedoch die Flügelkraft versagte. 74jährig, starb Joh. Strauß schmerzlos in seinem feierlichen Wiener Palais, darein der verwöhnte K. K. Hofballdirektor sich oft menschenscheu vergraben — einer der größten Tonkünstler des alten Wien, den auch Brahms und Wagner hoch bewunderten.

Prof. Dr. Hans Joachim Moser-Halle.



▫▫ Bunte Chronik ▫▫



* **Vom englischen Kolonialminister.** Thomas ist Minister der englischen Arbeiterregierung. In dieser Eigenschaft hat er seit seinem Amtsantritt einige interessante Abenteuerchen erlebt, aber nicht etwa in den seiner Verwaltung unterstellten Kolonien, sondern in London, und zwar in seinem eigenen Ministerium. Gleich der erste Tag seiner Ministertätigkeit brachte ihn in eine merkwürdige Situation. Er erschien am frühen Morgen im Ministerium und fragte einen Amtsdiener um den Weg ins Ministerbureau, da er sich im Gebäude nicht auskannte. Der Diener fragte ihn barsch, was er denn dort wolle. Auf die bescheidene Antwort von Thomas, daß er dort dringend zu tun habe, fuhr ihn der Diener erst recht an. Nun wurde Thomas die Sache zu bunt, und er erklärte in der Hoffnung, den Mann zu beruhigen, rund heraus, er sei der neue Kolonialminister. Da kam er aber schön an. Der Diener lachte frech und rief in Gegenwart eines herzugeeilten Kollegen, sich auf die Stirne tippend: „Mir scheint, Sie haben im Krieg eine Granatverschüttung mitgemacht und sind noch nicht richtig beisammen!" Der neue Minister brach nun ebenfalls in Lachen aus. Da kam als Retter in der Not ein Beamter vorbei, der den Labourdeputierten und jetzigen Minister kannte und die Situation aufklärte. Es wird aber nicht berichtet, welches Gesicht der Amtsdiener machte, als er endlich begriff, wen er vor sich hatte. — Die geringe Kenntnis der Lokalverhältnisse in seinem Ministerium hat Thomas vor wenigen Tagen wieder ein komisches Erlebnis beschert. Er hatte im benachbarten Handelsministerium zu tun. Auf dem Rückwege ins Kolonialministerium verirrte er sich im Labyrinth der Gänge und konnte sich nicht mehr zurechtfinden. Hilfesuchend wandte er sich an einen gerade des Weges kommenden Beamten seines Ministeriums und bat ihn, ihm den Weg ins Präsidium zu zeigen. „Kommen Sie nur mit mir", sagte der Beamte. Thomas folgte seinem Führer, der unterwegs ein Gespräch begann, über die Verhältnisse im Amte sprach und ihn schließlich fragte: „Sagen Sie einmal, sind Sie hier fest angestellt oder nur provisorisch?" „Vorübergehend", antwortete Thomas ruhig. Der Beamte sagte darauf: „O je, Armster. Wissen Sie, ich bin schon vier Monate hier. Wie lange sind Sie schon hier?" „Ich bin erst seit einigen Wochen da", erwiderte Thomas. „So", entgegnete der andere, „da werden Sie also vor mir das Amt verlassen müssen, denn Thomas will die zuletzt gekommenen Beamten entlassen."

Verantwortlich für die Schriftleitung Karl Bendisch in Bromberg. Druck und Verlag von A. Dittmann G. m. b. H. in Bromberg.